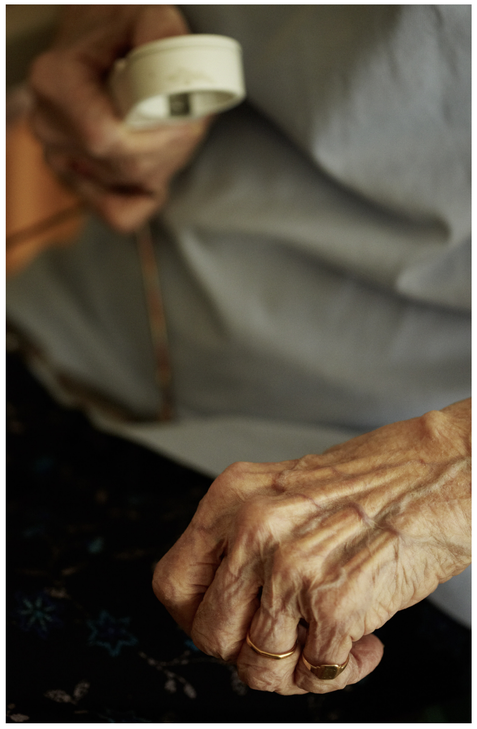
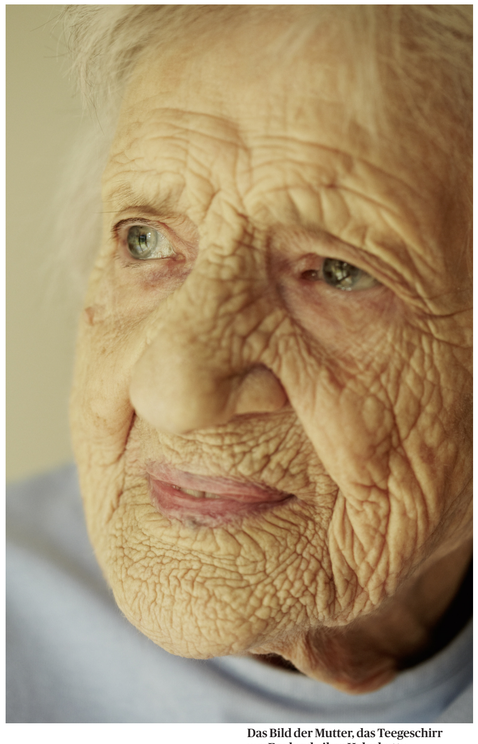
Hintergrund





Das Bild der Mutter, das Teegeschirr aus England – ihre Habe hatte in vier Gepäckstücken Platz: Claire Parkes in ihrer frisch bezogenen Einzimmerwohnung im Emmental.

Eine wie sie

1949 ging sie als Hausangestellte nach London. Jetzt ist Claire Parkes-Bärfuss, 99, in die Schweiz zurückgekehrt, in ein kleines Dorf im Emmental. Mit fast nichts im Gepäck als ihrer aussergewöhnlichen Geschichte. Sie handelt von einer Frau, die anderen jenes Zuhause gab, das sie selbst immer suchte. Und von einem kaum bekannten Kapitel schweizerischer Emigration.

Simone Müller (Text),
Mara Truog (Bilder)

Kaum streckt das Wiesel den Kopf aus dem Loch, schnappt die Falle zu. Das Tier ist eingeklemmt. Mit aller Kraft versucht es sich zu befreien, beisst in die dünnen Gitterstäbe, nagt und nagt, bis ein Zahn abbricht. Die Arbeitgeberin der 15-jährigen Klara Bärfuss findet das Tier später tot im Keller. Die Frau ist zufrieden: Endlich hat sie den Eierdieb erwischt. Sie lässt das Wiesel ausstopfen, den Zahn wieder einsetzen und stellt die Trophäe im Wohnzimmer auf.

Über Wochen hatten die Eier gefehlt im Hühnerstall, hatte die Frau die junge Magd beschuldigt, sie stehle die Eier, trinke sie aus. Nie, mit keinem Wort, hat sie sich später dafür entschuldigt. «Das hat mir unglaublich wehgetan», sagt Claire Parkes im Spätherbst 2012 in Sturry bei Canterbury. Sie ist jetzt 99. «Es ist mir durchs ganze Leben nachgegangen.»

Es war ihre erste Stelle, und es war der Winter 1928/29, von dem Claire sagt, er sei besonders hart gewesen. Ihre Erinnerung trügt nicht. Jener Winter, in dem mehr als tausend Kilometer entfernt die Themse zufriert und im Ärmelkanal Eisbrocken schwimmen, wird später als der kälteste des 20. Jahrhunderts in die Annalen eingehen. In Adligenswil steht Claire in dünner Kleidung draussen, muss Holz spalten, ahnt nicht, dass sie über fünfzig Jahre ihres langen Lebens an eben jener Themse verbringen wird. In der Nacht liegt sie oft wach, schlottert vor Kälte und Hunger; die wässrige Mehlsuppe, die sie sich abends selbst zubereiten muss, reicht nirgends hin. Trotzdem tönt es fast entschuldigend, wenn sie erzählt, dass sie dann jeweils noch von der Polenta gegessen habe, die sie für den Hund kochen musste.

Mehr als achtzig Jahre später wird sie ein Gedicht über sich, über ihr Leben schreiben. Darin heisst es: «Niemanden belästigen mit Klagen / Nichts erhalten, nichts erwarten / so steht's (. . .) in meinen Karten.»

Stiefel für das Militär

Leonie Klara Bärfuss wurde im November 1913 als zwölftes von vierzehn Kindern in Zwingen geboren, einem Laufentaler Dorf, das damals noch zum Kanton Bern gehörte. Klara, Claire – in der Familie war sie das Kläri, nur Leonie hat man ihr nie gesagt. Als sie ins Welsche kam, wo schon zwei arbeiteten, die Klara hiessen, nannte man die Neue Claire, dabei blieb es.

Als sie zur Welt kam, waren einige ihrer älteren Brüder schon verdingt, sie hat sie nie kennen gelernt. Das Einkommen der Familie war gering, der Vater arbeitete zu Hause, nähte Stiefel für das Militär, während die jüngeren Kinder in der Werkstatt spielten. Claire sieht ihn noch immer vor sich, wie er am grossen Tisch nahe beim Fenster sitzt, wie er das Leder zuschneidet, die einzelnen Teile zusammennäht. Sieht die Stiefel vor sich, die sich stapeln, bis der Soldat aus Bern kommt und sie abholt.

Noch ein Ort, der sich eingeprägt hat: der Wald gleich hinter dem Haus. Bevor sie zur Schule ging, hat Claire dort tagelang mit den Geschwistern gespielt. «Wir sind im Wald aufgewachsen, kannten jedes Pflänzchen, jeden Baum», erzählt sie. Fast nichts habe sie in England so vermisst wie den Wald.

Das letzte Lebenszeichen

1918 starb der Vater an der Spanischen Grippe, jener Pandemie, die Europa nach dem Ersten Weltkrieg heimsuchte und der knapp 50 Millionen Menschen zum Opfer fielen. Die Mutter blieb alleine mit den Kindern, bis sie an Tuberkulose erkrankte und die Gemeindebehörden drängten, sie müsse die Kinder weggeben, um sie vor einer Ansteckung zu schützen. So kamen Claire und drei ihrer Schwestern 1921 in ein katholisches Kinderheim nach Sursee im Kanton Luzern. Die Mutter brachte die Mädchen noch selber hin, sagte beim Abschied, sie werde sie besuchen. Claire hat sie nie mehr gesehen; sie weiss auch nicht, wann die Mutter gestorben ist. 1923 erhielt sie zur Erstkommunion noch ein kleines Gebetsbuch mit einem Bildchen drin. Ein Geschenk der Mutter, hiess es, das letzte Lebenszeichen. Das Bildchen hat sie jahrzehntelang behalten, mitgenommen von einem Arbeitsort zum nächsten.

Neunzig Jahre später, Claire ist gerade erst aus England in die Schweiz zurückgekehrt: Ein paar wenige Bilder und ein Foto hängen in der kleinen Einzimmerwohnung, ein weiteres Foto steht auf einem Regal. Beide Aufnahmen zeigen die Mutter. Alleine und zusammen mit acht der vierzehn Kinder. Im Heim in Sursee ersetzten Ordensschwestern die fehlenden Familienbande durch Zucht und Ordnung. «Es ist hart gewesen», sagt Claire, zögert, schweigt.

Steinhart war auch das Brot, das man ihr am zweiten Arbeitsplatz zum Frühstück vorsetzte, dazu verschimmelt. Claire weichte es in ihrem Kaffee ein, gab ein wenig Zucker dazu und hoffte, der eklige Geschmack verschwinde. Die Arbeitgeberin kontrollierte den Kaffee, tauchte den Finger in die Tasse, bemerkte den Zucker, tadelte die Magd, sie habe Zucker gestohlen. Es ist dieselbe Frau, die Claire wiederholt und heftig schlug. Claire bleibt nüchtern: «Wenn ihr jeweils die Galle hochkam, brauchte sie jemanden, den sie verprügeln konnte.» Jemanden – wieder Claire.

Ein Satz fürs Leben

Sie nahm es lange hin, aber irgendwann hatte sie genug. Weigerte sich, die Betten zu machen, sagte der Frau, sie gehe. Da bekam die es mit der Angst zu tun, zerrte Claire vor eine Jesusfigur im hauseigenen Gold- und Silberwarengeschäft, befahl ihr zu schwören, dass sie nie jemandem erzähle, was ihr in dem Haus widerfahren sei. Claire schwor nicht, die Frau verfluchte sie, drohte, die Hände würden ihr verfaulen. Die Ordensschwester, die sie zurück ins Heim holte, hörte sich die Klagen der Arbeitgeberin an, meinte trocken, sie hätte das Mädchen ja kaum so lange behalten, wenn es denn so schlecht gewesen wäre. Auch das hat Claire nie vergessen, dass da jemand für sie eingestanden ist. Wenn auch nur mit einem einzigen Satz.

Vom Regen in die Traufe – der pensionierte Richter, bei dem Claire wenig später zu arbeiten beginnt, lässt die junge Magd nicht in Ruhe, stellt ihr nach, sobald die Frau wegschaut, versucht nachts in ihre Kammer einzudringen. Der Mann ist eine angesehene Persönlichkeit, und er sitzt im Vorstand des Kinderheims. Claire fragt noch heute: «Wer im Heim hätte mir denn geglaubt?» Schliesslich findet sie einen Doktor, der ihr ein Zeugnis schreibt, sie habe es auf der Lunge, müsse weg, in die Höhe. So kam Claire nach Davos.

Aber die neuen Arbeitgeber sind misstrauisch. Sie glauben nicht, dass die Lungenschwäche nur ein Vorwand gewesen sei, um wegzukommen. Fürchten, die eigenen Kinder könnten sich anstecken, entlassen vorsorglich die Magd, kaum hat sie die Stelle angetreten. Claire bleibt vorerst in Graubünden, arbeitet in Ilanz, später wieder in Luzern, in Genf, in Basel, im Tessin und während des Kriegs zwei Jahre lang im Berner Oberland im FHD, dem Frauenhilfsdienst der Armee.

Wo es etwas zu lernen gab, da lernte Claire. Sie hätte gern mehr gelernt, auch Sprachen, wenn sie denn die Möglichkeit gehabt hätte, vor allem Sprachen. Mehr als einmal bekam sie zu hören, für eine wie sie sei das nichts. Und dass sie das halt vorher hätte machen müssen. Eine wie sie: die früh auf eigenen Beinen stehen musste, früh lernte, für die Ansprüche der andern da zu sein und selber keine zu stellen. Eine, die keine Wahl hatte. Die vieles ertrug und trotzdem nicht alles mit sich machen liess. Die sich selber treu geblieben ist. Die ging, wenn es genug war, und die Anstellung kündigte ohne jeden familiären oder finanziellen Rückhalt.

Der Schutt und die Trümmer

Sprachen hat sie dann doch noch gelernt. Durch ein Inserat kam Claire 1948 nach Paris, wo sie ein Jahr lang den Haushalt einer 18-jährigen, mit einem russischen Arzt verheirateten Schweizerin führte. 1949 dann noch ein Inserat: Londoner Familie sucht Schweizerin.

Sie waren damals gefragt, die Schweizerinnen. Im Unterschied zu andern jungen Europäerinnen waren sie in Hauswirtschaftsangelegenheiten mit obligatorischen Kursen beinahe professionell geschult; viele hatten auch ein Haushaltungslehrjahr absolviert (siehe Kasten). Agenturen zur Vermittlung von Au-pair-Anstellungen boomten nach dem Zweiten Weltkrieg. Claire allerdings ging auf eigene Faust. Im Januar 1949 fuhr sie mit dem Zug durch das kriegsversehrte Frankreich und arbeitete in London vorerst bei einem jüdischen Paar, Überlebenden des Holocaust. Als sie merkte, dass sie dort nicht Englisch lernen konnte, ging sie wieder, fand andere Anstellungen, kam schliesslich in ein Spital in Bethnal Green im Osten Londons, jenem Stadtteil, der im Krieg heftig bombardiert worden war. Claire erinnert sich an den Schutt und die Trümmer. Tagsüber pflegte sie Tuberkulosekranke, blätterte abends die Zeitung durch, notierte Wörter auf kleine Zettel, fragte am nächsten Tag bei der Arbeit nach den Bedeutungen. So hat Claire Englisch gelernt.

Bis die Oberschwester meinte, die Arbeit belaste sie zu sehr. «Das stimmt», sagt Claire, «ich wurde dünner und dünner. Und es hat mir zugesetzt, wie krank sie alle waren und dass man nicht helfen konnte. Aber mir gefiel es dort.» Sie wäre gerne länger geblieben, hätte weiter die Patienten gepflegt, die an derselben Krankheit litten wie einst die Mutter, wie mehrere ihrer Geschwister, die ebenfalls an Tuberkulose gestorben sind.

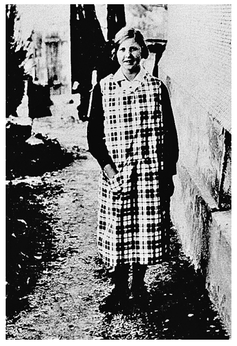
Wieder ein Abschied also. Immer wieder weiterziehen. Manchmal ging Claire selbst, manchmal schickte man sie weg. Der Schmerz zieht sich wie ein roter Faden durch das dichte Gewebe der Erinnerungen.

Der Krieg ging nachts weiter

Kurz darauf nahm sie eine Stelle bei einem englischen Adligen an. Sie besorgte dem Junggesellen den Haushalt und war für die Küche zuständig, auch wenn er Gäste geladen hatte. Das hatte er oft – und oftmals illustre. Prinzessin Margaret, die 2002 verstorbene Schwester der Queen, gehörte dazu. Die Prinzessin kam manchmal in die Küche, rühmte Claires Kochkünste und plauderte ein wenig.

Stanley Parkes, ein ehemaliger Berufssoldat, der vierzehn Jahre in der britischen Armee gedient hatte, lebte in der Nachbarschaft. Wenn Claire von den Anfängen ihrer Beziehung erzählt, dann spricht sie von Stanleys Hemden. Zwei Stück besass er damals: «Eines war ein schönes heiteres Grün, das andere blau.» Die Hemden waren in schlechtem Zustand, die Kragen ausgeleiert und schmutzig. Claire nahm sich der Hemden an, wusch, flickte, bügelte. Sie lacht: «Nachher hatten die eine ganz andere Farbe.»

Bärfuss, Parkes. Mag sein, dass auch die Rastlosigkeit Claire und Stanley verbunden hat. Er, sagt sie, habe nirgends bleiben können. Habe die Sesshaftigkeit nach den Jahren in der Armee nicht mehr ertragen. Stanley war lange in Indien stationiert gewesen, hatte im Zweiten Weltkrieg an der holländischen Front gekämpft, später in Korea. Nach seiner Entlassung kämpfte er weiter, nachts im Schlaf, sein ganzes Leben lang. Oft schreckte er aus dem Bett hoch und schrie: «Who is there?» Korea, sagt Claire, sei am schlimmsten gewesen. Stanleys Truppe war in unterirdischen Bunkern stationiert, Tag und Nacht in Bereitschaft, und wenn ein Soldat den Kopf ins Freie streckte, wusste er nicht, ob hinter dem nächsten Busch schon der Feind lauerte mit der Waffe im Anschlag. Stanley ist die Angst nie mehr losgeworden. Im Schlaf schlug er manchmal so heftig um sich, dass Claire, wenn er sie traf, blaue Flecken bekam. Sie erinnert sich auch an das Geräusch seiner Zehen, die nachts am Leintuch schabten, weil Stanley sie ständig bewegte. So wie damals im Krieg, als die Zehen abgefroren wären, hätte er aufgehört, sie zu bewegen. Stanley litt – auch das eine Folge seiner Einsätze in Asien – unter heftigen Malariaschüben, und als ein Arzt meinte, subtropisches Klima könnte den Krankheitsverlauf günstig beeinflussen, machten sich Claire und Stanley 1956 nach Neuseeland auf. Neun Jahre sind sie dort geblieben, acht Mal umgezogen in dieser Zeit.



Früh stand sie auf eigenen Beinen, früh hat sie auf eigene Ansprüche verzichtet: 15-jährig als Magd in der Schweiz, 1943/44 beim Frauenhilfsdienst der Armee in Wengen, Einschiffung von Neuseeland nach England zusammen mit Stanley 1964. Fotos: zvg

Hier und dort, und nirgendwo wirklich zu Hause. Vielleicht ist die Suche selbst zu einem Stück Identität geworden. Andern hat Claire die Geborgenheit gegeben, nach der sie sich immer gesehnt hat. Alan, dem blond gelockten Jungen, den sie ein Jahr lang in London betreute. Niemanden ausser Claire wollte der Knabe mehr um sich haben. «Da musste ich gehen», sagt sie, lässt offen, ob sie selbst es für besser hielt oder die Eltern des Knaben. Wehgetan hat es so oder so. Claire vermisste Alan, hat erst jetzt, beim Umzug in die Schweiz, seine Haarlocke weggeworfen, die sie immer aufbewahrt hatte.

Grün wie seine Hemden

In Neuseeland hatte Claire und Stanley zuletzt ein eigenes Haus gehört. Beide arbeiteten in einer Gemüsefabrik, während der Erntezeit zwölf bis sechzehn Stunden täglich, sieben Tage pro Woche. So kam das Haus zustande, auch ein Auto, bescheidener Wohlstand.

Als das Haus einen neuen Anstrich brauchte, wählte Claire die Farbe für die Fensterläden aus: grün, wie jenes Hemd von Stanley. Er allerdings sauste an dem Abend, als die Läden frisch gestrichen worden waren, buchstäblich daran vorbei. Claire lacht: «Er hat sein eigenes Haus nicht mehr erkannt.»

Sie wäre gerne in Neuseeland geblieben. Für immer, vielleicht. Stanley aber wollte zurück nach England. Claire weigerte sich erst, ging dann doch. 1964 schifften sie sich nach Europa ein und lebten wieder in London. Hier ein Job, da eine Arbeit. Über längere Zeit hatte Claire drei Anstellungen gleichzeitig, stand morgens um vier Uhr auf, arbeitete im Haushalt einer Gräfin, nachmittags in einem andern Privathaushalt, putzte abends Büros. Oft streikte der Bus, dann kam sie erst um Mitternacht heim. Claire arbeitete weiter, immer weiter, bis sie über 70 Jahre alt war. Stanley starb 1985.

Zwei Koffer, zwei Taschen

Februar 2013: Sie ist eben zurückgekehrt. Von Sturry bei Canterbury ins Emmental, an ihren Heimatort. Ein kleines Dorf, das sie nur flüchtig kennt. Immer wieder aufbrechen, weitergehen, ein Leben lang. Der Wunsch, einen Bezug zu schaffen zu den eigenen Wurzeln, mag ein Grund für die Rückkehr sein. Wenn das Telefon klingelt, sagt Claire: «Good morning», mit einer auffallend tiefen, klaren Stimme. Ihr Schweizerdeutsch ist akzentfrei geblieben, aber viele Wörter kommen schneller auf Englisch. Hier. Und dort. Zu einem dichten Sprachgeflecht verwoben.

Claire geht an einem Stock, sie ist beinahe blind. Ihre Geschwister hat sie alle überlebt, Kinder hat sie nie gehabt. Sie deutet an, dass sie nicht wusste, wie es mit Stanley noch kommen würde, wie sich jene unsichtbaren Verletzungen, die der Krieg ihm zugefügt hatte, noch auswirken würden. Dass es daher besser gewesen sei, keine Kinder zu haben.

Sie besitzt fast nichts mehr, hat zwei Taschen und zwei Koffer aus Sturry mitgebracht und eine alte Hermes Baby. «Dieser hier ist noch von Neuseeland», sagt Claire und zeigt auf den einen Koffer, blau mit goldenen Schnallen. Auf dem andern steht der Name des Herstellers: Rochini, London. Auf der Schreibmaschine hat sie, bis die Augen zu schlecht wurden, manchmal geschrieben, Dinge notiert aus ihrem Leben. Die Aufzeichnungen sind verloren gegangen. Ein paar Seiten hat einmal ein Hund erwischt. Er hat sie zerfetzt.

Simone Müller ist freie Journalistin und lebt in Bern. Sie arbeitet an einem Buch über Claire Parkes.

5000 bis 6000 pro Jahr
Die Englandschweizerinnen

Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Interesse an Kultur und Sprache der alliierten Siegermächte gross, auch in der Schweiz. In den **Vierziger- und Fünfzigerjahren** strömten jährlich 5000 bis 6000 junge Schweizerinnen nach Grossbritannien, um Englisch zu lernen. Die meisten arbeiteten als Au-pairs in den Haushalten, wo sie nebst Kost und Logis noch ein Pfund Wochenlohn erhielten. Die **billigen Arbeitskräfte** waren gefragt, zumal sich zahlreiche englische Mittelstandsfamilien nach 1945 die einheimischen Hausangestellten nicht mehr leisten konnten. Viele Frauen kehrten nach ein oder zwei Jahren heim in die Schweiz, nicht wenige sind aber auf den Britischen Inseln geblieben – bis heute. *(smb)*